

Nr. 50. Bromberg, den 13. März 1926.

Der Schuß ins All.

Ein Roman von morgen.

Von Otto Willi Gail.

(16. Fortsetzung.) ——

21.

Frei.

Unaufhaltsam verfolgte das einsame Raumschiff seine kosmetische Wegbahn, jede Stunde vergrößerte um viele Tausende von Kilometern seinen Abstand von der Erde, deren leuchtende Sichel voller und voller wurde und die Kugelgestalt des Planeten plastisch erkennen ließ.

Soweit nicht Wolkendecken den Einblick verhinderten, konnte man auf dem beleuchteten Teile deutlich die Formen der Kontinente unterscheiden, deren bräunliche Konturen sich auf den dunkleren Meeren scharf abzeichneten. In den Gegenden nördlich des Wendekreises ging das stumpfe Braun der Festlandmassen in hellgraue Töne über — winterlicher Schnee lag auf der nördlichen Halbkugel — der Nordpol selbst blieb im Dunkel der Polarnacht verborgen.

Stundenlang saß Sam im Karussell am Okular des großen Fernrohres, das nun steil nach unten gerichtet war, und beobachtete, wie die Kontinente an der inneren Lichtgrenze langsam aus dem Dunkel tauchten, über die helle Sichel glitten und am äußeren Rand wieder verschwanden. Die Drehung der Erde war so gut zu beobachten, wie man etwa von der Erde aus mit einiger Geduld die Bewegung des untergehenden Mondes verfolgen kann. Im Fernrohr erschienen Flächen in der Ausdehnung einer Großstadt als eben noch wahrnehmbare Pünktchen, und die Schatten der mächtigen Gebirgszüge der Cordilleren, Alpen, Karpathen und des Himalaja erleichterten die Orientierung.

„Wie schön wäre es," meinte er einmal, „wenn wir ein so starkes Fernrohr hätten, daß einzelne Häuser da unten zu unterscheiden wären. Dann könnten wir gleich mal in Friedrichshafen nach dem Rechten sehen, die Kurse der Luftkreuzer kontrollieren und so ein bißchen den lieben Gott spielen. Eine kleine Drehung an der Schraube — und das Auge springt von Bukarest nach Neuyork!"

„Noch eine kleine Weile, Onkel Sam, dann wirst du dieses Riesenfernrohr zur Verfügung haben", antwortete Korf und schlug fröstelnd mit den Armen. „Sobald wir den Geryon verlassen können, baue ich draußen eine Linsenkombination auf welche die größten Teleskope der Erde um das Zehnfache übertreffen wird. Hier hindert uns ja keine trübe lichtverzehrende Luft, beliebige Vergrößerungen anzuwenden. — Doch findest du nicht auch, daß es nachgerade ungemütlich kalt wird?"

In der Tat war die Temperatur im Schiff bereits unter den Gefrierpunkt gesunken. Die während der Fahrt durch die Lufthülle der Erde entstandene Wärme war längst in den Raum ausgestrahlt und die elektrische Heizung vermochte die dauernden Wärmeverluste nicht mehr zu ersetzen.

„Ich habe ja ein einfaches Mittel, um jede gewünschte Temperatur einstellen zu können," fuhr Korf fort, „ich brauche nur die Sonnenwärme aufzufangen. Aber — — —"

„Was gibt es da noch ein Aber? Der Sonne wird es nicht weh tun, wenn sie uns von ihrem Überflusse ein wenig abgibt."

„Der Sonne freilich nicht — aber Heyse und Vacarescu!"

„Um Gottes Willen, Gustl, hast du den Verstand verloren? Was in aller Welt haben Heyse und Vacarescu davon, wenn wir hier frieren?"

„Gewißheit, daß der Geryon noch existiert."

„Das verstehe ich nicht."

„Ist aber ganz einfach. Du hast vor dem Aufstieg sicher bemerkt, daß die Außenwand und die Tragdecks unseres Schiffes auf der einen Seite schwarz gestrichen und auf der anderen mit einer glänzend polierten spiegelnden Schicht überzogen sind. Augenblicklich ist die Spiegelschicht der Sonne zugewandt und reflektiert nicht nur das Sonnenlicht — wodurch wir auf der Erde gut sichtbar werden — sondern leider auch die Sonnenwärme. Wenn ich nun das Schiff so drehe, daß die schwarze Hälfte die Sonnenstrahlen absorbiert, so dringt die Wärme ein und wird andererseits durch die dann im Schatten liegende Glanzschicht an der Ausstrahlung in den Raum stark gehindert. Dann wird es warm hier innen — aber auf der Erde wird man nach der Geryon vergeblich Ausschau halten und sich die Köpfe zerbrechen mit der Frage, wo wir hingekommen sind. Das Minimum an Licht, das die schwarze rauhe Fläche dann noch zurückstrahlt, wird kaum ausreichen, um die Lufthülle der Erde zu durchdringen, von der uns überdies jetzt über hundertfünfzigtausend Kilometer bereits trennen."

„Hm, das ist allerdings fatal!" brummte Sam. „Können wir diese Enttäuschung nicht durch Verstärkung der künstlichen Heizung vermeiden?"

„Um von zweihundertsiebzig Grad unter Null auf eine erträgliche Zimmertemperatur zu gelangen, ist bei der Größe unseres Schiffes eine Wärmemenge erforderlich, die mit den uns zur Verfügung stehenden künstlichen Mitteln unmöglich erzeugt werden kann. Das müssen wir uns aus dem Kopf schlagen. Es bleibt nichts anderes übrig, als den irdischen Beobachtern wenigstens zeitweilig unseren Anblick zu entziehen."

„Und wie wird die Drehung bewerkstelligt?"

„Zwischen den Kajüten und den Tankräumen sind drei massige Schwungräder eingebaut, die durch kleine Elektromotore angetrieben werden können. Die Achsen der Schwungräder stehen — ähnlich wie bei den Kompaßkreiseln — aufeinander senkrecht. Rotiert nun das Rad, dessen Achse mit der Längsachse des Schiffes zusammenfällt, etwa im Sinne des Uhrzeigers, so dreht sich das Schiff nach dem bekannten Reaktionsgesetz im entgegengesetzten Sinne. Auf diese Weise kann dem Schiff durch Einschalten des entsprechenden Schwungrades jede beliebige Lage im Raum gegeben werden. Natürlich müssen diese Riesenkreisel rasch rotieren. Soll das Schiff in einer Minute eine vollständige Umdrehung ausführen, so muß der Kreisel eine so viel höhere Tourenzahl laufen als seine Masse kleiner ist wie die des ganzen Schiffes."

Korf ließ den Kreiselmotor einschalten. Ein dumpfes Brummen setzte ein, wurde heller und ging in pfeifende Töne über. Langsam — fast unmerklich — wanderten Sonne und Erde seitswärts um das Schiff herum. Nach wenigen Minuten war die Drehung vollendet. Das Pfeifen sank zum Brummen und Schnurren herab und verstummte.

Wie vorher drang das Sonnenlicht schräg von unten durch die Fenster, aber von der gegenüberliegenden Seite her. Wer von dem Vorgang nicht unterrichtet war, hatte kaum etwas davon gemerkt.

So kam es, daß die Menschheit in Angst und Schrecken geriet und das Korffsche Raumschiff verloren glaubte.

Von Stunde zu Stunde wurde die Tätigkeit der Auspuffdüsen eingeschränkt und die Bewegungen der Passagiere des Geryon immer problematischer. Das Gehen auf dem Boden hatte aufgehört, Saltimortali in der Luft waren an

der Tagesordnung und jede ruckweise Bewegung hatte ein Fortschnellen zur Seite oder in die Höhe zur Folge. Nur durch äußerst vorsichtiges langsames Kriechen und Festhalten an den überall angebrachten Handgriffen war es noch möglich, sich auf dem Boden zu halten.

Am zweiten Tage der Fahrt war die Schwere auf ein Tausendstel und demnach das Gewicht eines Menschen auf etwa siebzig Gramm gesunken. Sam saß eben im Rauchzimmer, als Berger hereinschwebte und ihn fröhlich einlud, an dem ersten Ausflug aus dem Schiff teilzunehmen, — Ausflug im wahrsten Sinne des Wortes. Es war ihm etwas unbehaglich zumute bei dem Gedanken, die schützende Hülle des Schiffes zu verlassen und sich dem Nichts anzuvertrauen. Aber das Unternehmen reizte ihn mächtig und seine Neugierde war stärker als seine Bedenken. Überdies war er nun ja an die Schwerelosigkeit so gewöhnt, daß unliebsame Überraschungen in dieser Hinsicht kaum zu befürchten waren.

Im Mittelraum lagen die Gummianzüge bereit. Korf war schon angekleidet, nur den Helm hielt er noch in der Hand und untersuchte ihn sorgfältig.

„Der Andruck ist nun so gering," erklärte er dem zögernden Schwager, „daß wir draußen mit einer Beschleunigung von nur einem Zentimeter in der Sekunde hinter dem Schiff zurückbleiben. Das bedeutet keine Gefahr mehr."

Dann gab er noch einige Verhaltungsmaßregeln, schärfte Sam und Berger, der an diesem ersten Ausflug ebenfalls teilnehmen sollte, ein, sofort wieder in das Schiff zurückzukehren, sobald die geringsten Atembeschwerden auftreten würden, und erklärte die Handhabung des Telephonkabels, das auf einer an der Brust befestigten Spule aufgewickelt war. Das eine Ende des Kabels lief in das Innere des Helms und war dort an ein Mikrophon angeschlossen, das andere Ende sollte draußen mit einer der zahlreichen am Schiffsrumpf überall angebrachten Steckdosen verbunden werden.

„Vergeßt ja nicht", schloß Korf, „in erster Linie das Kabel anzuschließen; dann können wir miteinander sprechen, stehen auch mit der Mannschaft im Schiff in Verbindung und können uns am Kabel im Notfalle wieder zum Schiff zurückziehen. — Also los!"

Als sich Korf vom richtigen Sitz der Helme nochmals überzeugt hatte, öffnete er die Innenschotte der Austrittskabine und ließ Sam und Berger eintreten. Dann schloß er die Türe sorgfältig und drehte an einem Luftventil, durch das pfeifend die Luft nach außen entwich. Die Gummianzüge blähten sich auf, daß die kleine Kabine kaum mehr Platz bot für die drei umfangreichen Gestalten. Ein Handgriff Korfs — die Außentüre sprang auf, und die drei Männer glitten hinaus in den Raum.

Sam kroch vorsichtig an der glatten Stahlwand entlang und suchte nach einer Steckdose. Kaum hatte er sich angeschlossen, da hörte er auch schon die Stimme Korfs, die wie aus weiter Ferne zu kommen schien, obwohl sich die Gefährten in Greifweite neben ihm befanden.

„Onkel Sam", sagte die Stimme, „verstehst du mich und wie ist die Atmung?"

„Tadellos! Und Berger?"

„Hier Berger", meldete sich dieser. Die Verständigung war hergestellt.

Die drei Gestalten faßten sich an den lederbekleideten Händen und begannen ihre Wanderung um das Schiff, wobei die Drähte leicht von den Spulen abliefen. Wären sie nicht bereits an die Schwerelosigkeit gewöhnt gewesen, so hätte sie der erste unbedachte Schritt weit vom Schiffe weggeschnellt. Nur mit Mühe gelang es, mit der Schiffswand in Fühlung zu bleiben.

„Was ist denn das?" rief Sam verblüfft. „Was ist denn mit unserem Raumkreuzer passiert?" Erschrocken deutete er mit der Hand in der Richtung des Auspuffs. Die rasche Bewegung hatte genügt, um das Gleichgewicht zu stören. Sachte löste er sich vom Schiff und schwebte langsam in den Raum hinaus.

„Was soll denn los sein?" fragte Korf zurück, der sich ebenfalls nicht mehr zu halten vermochte und mit Berger ins Schweben kam.

„Ja, wie sieht denn unser stolzer Geryon aus?" fuhr Sam fort. Er beachtete in seinem Eifer gar nicht, daß er auf der Fahrt begriffen war. „Er ist ja so kurz wie ein abgebrannter Zigarrenstummel, und zwei Paar Flügel fehlen!"

Berger kicherte. Es klang im Telephon wie Husten. Auch Korf lachte.

„Abgebrannter Zigarrenstummel? Vortrefflich erraten, Onkel Sam! Die Zigarre ist tatsächlich beim Aufstieg abgebrannt — das heißt: wir haben die beiden ausgebrannten Schubraketen abgeworfen."

Nach einer Minute waren die Kabel in ihrer ganzen Länge abgelaufen, spannten sich und hielten die drei Männer wie Fesselballons in einer Entfernung von dreißig Metern fest. In überirdischem Glanze phosphoreszierten die sonnbestrahlten Helme und Anzüge in der absoluten Dunkelheit. Tag und Nacht hatten ein unmöglich scheinendes Bündnis geschlossen.

Das Schiff sah aus wie ein gigantisches geflügeltes Ei — ein seltsam glitzerndes Ungeheuer, das den Weltenraum durchpflügte und am stumpfen Ende einen hellschimmernden weißlichen Nebelschweif hinter sich herzog.

„Wie kommen wir nun wieder zurück?" fragte Sam, nachdem er sich über die Verkürzung des Geryon beruhigt hatte.

„In der Tasche deines pneumatischen Anzuges findest du eine kleine Repetierpistole", lautete die Antwort. „Gib einen Schuß ab, und der Rückstoß wird dich in Bewegung setzen. Auch am Kabel kannst du dich wieder zurückziehen."

Sam folgte dem Rat und war nach kurzer Zeit wieder am Schiff angelangt. Durch den Erfolg der Richtungsschüsse sichergemacht, begann er den Geryon zu umkreisen — ein unbändiges Gefühl der Freiheit und Lebenslust durchströmte ihn — aufjauchzen hätte er mögen, trotz seiner fünfzig Jahre. Es war herrlich, dieses Flimmern und Schimmern seiner Glieder im Sonnenglanz auf dem nachtschwarzen Hintergrunde des sternenbesäten Himmels.

Die Begriffe oben und unten verschwammen. Nur ein leichter Zug nach der Richtung des Auspuffs hin erinnerte daran, daß es noch ein Unten gab. Noch — aber nicht mehr lange! In wenigen Stunden mußte die Schweregrenze erreicht sein. Dann schwiegen die Motore, und auch diese letzte Kraft, die leise noch an irdische Verhältnisse gemahnte, mußte verschwinden.

„Hüte dich, Onkel Sam", ertönte plötzlich Korfs Stimme, „vor den Düsen! Das Kabel reicht zwar nicht bis zum Heck des Schiffes, aber es könnte ja einmal reißen. Und du könntest dir in den Gasströmen den Anzug versengen — das würde dich in schwerste Lebensgefahr bringen!"

„Werde wohl acht geben!" erwiderte Sam, drehte sich um und schrak leicht zusammen, als er Korf nicht sah. Er hatte gar nicht mehr an das Telephon gedacht.

Der Rückweg in das Schiff ging in der gleichen Weise vor sich wie der Austritt. In der Kabine angelangt, ließ Korf zuerst durch ein Ventil in der Innentür Luft aus dem Schiff in die Kabine strömen, bis der Druck ausgeglichen war. Dann war die Innentür leicht zu öffnen und die Ausflügler konnten die Rüstung ablegen und ohne Telephon ihre Erfahrungen und Beobachtungen austauschen.

„Fabelhaft!" lobte Sam, „es war gar nicht einmal kalt da draußen!"

„Die Luftschicht in dem prall gefüllten Taucheranzug schützt gut vor Wärmeverlusten," bestätigte Korf, „und wenn die Anzüge lange genug die Luft halten, so besteht auch nicht die geringste Gefahr. Hast du übrigens etwas davon gemerkt, daß unser Raumschiff achtzig Kilometer in jeder Minute zurücklegt?"

„Nein!" erwiderte Finkle betroffen. „Ich hatte gar nicht daran gedacht, daß wir uns ja auf der Reise und nicht an irgend einem kosmischen Aetherkurort befinden."

„Das ist wieder die alte Geschichte von der Raupe und dem Windrad. Für uns steht der Geryon still, die Erde rückt fort und der Mond heran — aber nur, solange die Bewegung des Schiffes gleichmäßig bleibt und nicht zu stark maschinell beschleunigt wird. Am besten denkt man gar nicht daran."

In einzelnen Trupps wurden nun sämtliche Mannschaften hinausgeführt und in den einfachen Handgriffen und Bewegungen unterwiesen. Auch Suchinow, der nicht mehr gefangen gehalten wurde, erhielt einen Anzug zugeteilt. Es währte nicht lange, dann hatten sich alle Schiffsinsassen daran gewöhnt, die meiste Zeit außen im Raume zu verbringen und wer nicht durch Dienst abgehalten wurde, kletterte an den Tragflächen herum oder tummelte sich im Aether wie der Vogel in der Luft.

Nun ging Korf an den Bau des versprochenen Riesenfernrohres. Ein meterhoher beschatteter Hohlspiegel wurde an langen Metallbändern einige hundert Meter weit vom Schiffe abgestreckt, die Reflexbilder des Spiegels durch ein Okular im Führerausguck aufgefangen, und das Teleskop war fertig. Durch einen Schnurzug konnte der Spiegel vom Okular aus nach allen Richtungen bewegt und auf gewünschte Punkte eingestellt werden.

Es bereitete einen unbeschreiblichen Genuß, mit diesem einfachen „Fernrohr" die Erde abzusuchen und in vieltausendfacher Vergrößerung die irdischen Städte zu mustern, deren dominierende Bauten eben noch zu erkennen waren. Nur führte die Rotation der Erde die eingestellten Punkte stets so rasch aus dem Gesichtsfeld, daß große Übung dazu gehörte, mit Hilfe des primitiven Schnurzuges der Bewegung des Objektes folgen zu können.

Die letzten Reste der Schwere verschwanden, als am dritten Tage nach der Abfahrt die Raketenmotore vollständig abgestellt wurden. Der Geryon hatte die Gegend des

Raumes erreicht, in der die ohnehin kaum mehr merkbare Anziehung der Erde von der des nahen Mondes ausgeglichen wird. Er gehorchte von nun ab — wie jeder gewöhnliche Weltenkörper — nur mehr den Gesetzen der Gravitation und fiel mit zunehmender Geschwindigkeit zum Monde hin, dessen Scheibe an scheinbarer Größe die Erde nun weit übertraf.

Oben und unten war vorbei.

Was im Schiff nicht angeschraubt war, schwebte frei in den Kajüten. Die Menschen schwammen in der Luft — wie Schwimmer mit Armen und Beinen rudernd wenn keine Wand in Reichweite war, an der sie sich entlang greifen konnten. Der Begriff des Ruhebettes wurde sinnlos — es hätte geradezu Anstrengung erfordert, sich im Bett zu halten. Man schlief in der Mitte des Raumes schwebend — Sam rauchte schwebend seine Pfeife — der Kakadu schwebte mit angezogenen Flügeln in seinem Käfig.

Das Trinken wurde zur Geschicklichkeitsprobe. Um eine Flasche zu leeren, gab es nur die Möglichkeit, sie nach Art der kleinen Kinder auszusaugen, oder durch rasche Drehung den Inhalt herauszuschleudern, der dann als Flüssigkeitskugel im Raume schwebte, die es mit dem Mund einzufangen und aufzusaugen galt.

Stühle und Tische wurden beiseite geräumt und in einer Ecke angebunden, die Hängematten eingerollt und die Strickleitern entfernt, da sie doch nicht mehr benutzt werden konnten. Nichts mehr brauchte der Mensch zu seiner Bequemlichkeit als leeren freien Raum.

Nur die begrenzte Betriebsdauer der Sauerstoffverdampfer in den Taucherhelmen und die Notwendigkeit des Essens hinderte am dauernden Verweilen außerhalb des Schiffes.

In diesem Zustande fiel es nicht auf, und viele bemerkten es gar nicht, daß der mächtige Mond, der sich inzwischen gerundet hatte, höher und höher stieg über den Schiffsäquator, bis er seitlich über dem Karussell in bedrohlicher Ausdehnung am Himmel hing.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kabelstück.

Von Fritz Müller.

Das war ums Jahr hunderttausend herum.

Die Meere und die Kontinente hatten sich verschoben. Was früher trocken war, das war jetzt naß. Und was Meer war, ward Gebirge. Zwei neue Eiszeiten hatten sich dazwischen geschoben und eine tropische Aera. Und durch alle Gefahren und Schwierigkeiten hindurch hatte sich die Menschheit in einer ununterbrochenen Entwicklung vervollkommnet.

Und jetzt war Schluß. Jede Entwicklung hat einen Punkt. Über den hinaus greift der Arm des Forschers und des Priesters in die Leere. Die Menschheit war am Ende ihres Strebens. Mehr zu erreichen, war nicht möglich.

Man hatte den Erdball durchleuchtet. Man hatte sich mit Wesen auf anderen Sternen verständigt. Bloß lag das Geheimnis alles Lebens. Die Tiere und die Pflanzen hatte man gezwungen, ihre Seele zu enthüllen. Man hatte Instrumente, die das Metall, den Stein zum Reden brachten.

„Es war einmal, es war . . .“

Man konnte alles, man wußte alles.

Zu jener Zeit war es, da stiegen zwei Menschen im Atlantischen Gebirge herum. Das war da, wo sich früher der Atlantische Ozean dehnte.

Die beiden Menschen hatten keine Sorgen. Sorgen waren längst verschwunden, seit alle Erdenkräfte für den Menschen auf leisen Anruf tätig waren.

Die beiden Menschen wollten nichts entdecken. Nichts gab es zu entdecken mehr.

Die beiden Menschen hatten keine Wünsche. Da Wünschen und Erfüllung eins geworden waren, stellte man die Wünsche in den Keller.

Was die beiden ihres Zeichens waren? Ach, ihres Zeichens — Zeichen gab es keine mehr. Die beiden waren Ingenieure, waren Professoren, Ärzte, Richter, Kapitäne, waren alles an Berufen, was sich denken läßt. Waren alles und waren nichts. Denn es war die Zeit, wo alle alles wußten.

Als sie so durch das Gebirge schlenderten, wurden sie müde. Sie setzten sich auf ein Felsenstück.

„Sieh da,“ sagte einer, „was da in dem Boden steckt; es sieht aus wie ein Haifischzahn.“

„Hm, Carcharodon Rondelitti, Zähne fünf Komma sieben Zentimeter, lebte um zweitausend, starb gegen dreitausend aus“, sagte sein Gefährte.

„Stimmt, kam auch im Mittelmeer vor und hatte zwölf Meter Länge — ich will mir den Zahn zum Andenken mitnehmen.“

Aber der Zahn ging nicht so leicht heraus. Auch nicht, als ihm der andere half.

„Der steckt nicht im Boden, sondern in einer versteinerten Schlange, soviel mir scheint.“

„Hm, versteinerte Schlange?“

Dann nahmen sie den Stock zu Hilfe und spitze Steine, und gruben die Schlange aus. Sie war ein paar Meter lang. Sie schüttelten den Kopf: „Das ist keine versteinerte Schlange.“

„Sondern ein versteinertes Kabel.“

Sie besahen sich den Querschnitt.

„Hat als Seele eine Litze von sechs Kupferdrähten gehabt —“

„Und ein rührend unbehilfliches Isoliermaterial.“

„Und noch nicht einmal Stahldraht hat die Armatur — kein Wunder, daß das riß.“

„Muß sehr alt sein.“

„Aus der Zeit eben, wo man noch Drähte brauchte zu elektrischen Mitteilungen.“

„Wollen's dem Museum überweisen?“

„Jawohl, aber vorher soll es uns seine Geschichte erzählen — gib deinen Apparat her.“

Dann legten sie das eine Kabelende in das Herz des Apparates, setzten Schläuche an die Ohren, drückten auf einen Knopf —

Whrrr — der Apparat surrte, bohrte sich ins Kabel, daß es schrie und gezwungen wurde, seine Geschichte zu erzählen. Und das ist es, was die beiden hörten: „Ich bin das erste atlantische Kabel.“ Und dann schwieg es.

„Weiter!“ sagten seine Hörer und drückten stärker auf den Knopf.

„Oh“, schrie das Kabel und erzählte weiter: „Ich wurde für unmöglich gehalten — der mich legte, war ein Held — ein Märtyrer — sie hießen ihn den Narren — sie verlachten ihn — sie erwirkten einen Kuratelbeschluß — sie beschlagnahmten sein Vermögen — sie steckten ihn ins Irrenhaus — Geistliche sagten, eine Sünde sei ein Kabel zwischen Kontinenten: Was Gott getrennt hat, soll man nicht verbinden — Gelehrte sagten, eine Entweihung der göttlichen Macht des Ozeans sei ein Kabel — in der Schule sprach der Lehrer von Wahnwitz und ließ den Taucher repetieren: Und begehre nimmer und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen — mein Schöpfer aber sprang aus dem Irrenhaus — bettelte und arbeitete, arbeitete und bettelte — hielt Reden und ward verhöhnt — hielt wieder Reden und entflammte in einer hohen Stunde einen Millionär — nun kam Geld zum Mut — Tag und Nacht sannen sie über meine Konstruktion — hundertmal mißlang ich — und das hunderteinte mal ward ich geboren — unbehilflich, rührend unbehilflich, wie ihr sagt, aber das erste Kabel — habt Respekt, das erste Tiefseekabel — eine Staffel eurer heutigen Vollkommenheit — ihr braucht mich nicht mehr heute, das ist wahr, aber euer Weg hat über mich geführt — ohne mich wär't ihr nicht ihr.“

Das Kabel machte eine Pause.

„Ist richtig,“ nickten seine beiden Hörer, „erzähle weiter.“

Und das Kabel erzählte weiter: „Auf zwei Schiffe wurde ich verladen — in Riesenrinnen lag ich auf den Schiffen, die in der Ozeanmitte nach den beiden Kontinenten auseinanderliefen — durch dunkle Wasser glitt ich und durch Silberfische und schmiegte mich in stiller Tiefe der alten Erde an das Herz — jahrtausendalten Schlamm störte ich auf — wütend ballte er sich um mich — vorsintflutliche Tiere glotzten mich an, tasteten an mir herum und bissen mich — über Täler ging ich, über Riesenberge in der Tiefe — nimmer aber ließ ich die zitternde Hand meines Schöpfers los, der über mir Tag und Nacht an der Haspel stand mit brennenden Augen, mit klopfendem Herzen: Kam noch kein Zeichen von dem anderen Schiffe? — ja, es kam — durch mich tickte, tickte der Elektrostrom — weh, wenn er ausblieb — er blieb nicht aus — an den Ufern der neuen und der alten Welt lagen meine Enden — mein Schöpfer sandte durch die Purpurtiefe das erste Ozeantelegramm von einer Königin an einen Präsidenten — kam es an? — wird's das Meer verschlingen? wird es enden in dem Rachen eines Haifisches? — in die ungewisse Ferne flog des Erfinders erste Ozeanbotschaft — nun saß er stumm vor meinem Ende und wartete und wartete — auf das Zeichen wartete er — kam der Tick, so hatte er gesiegt — kam er nicht, so hatte er umsonst gelebt — lange saß er da, und seine müden Hände umkrampften meinen Leib: „Sprich!“ flehte er mich an, „o sprich!“ — und ich mußte lange Stunden schweigen, bis mein Körper vollgefüllt war mit Elektroblut — darüber ward es Nacht — schwer sank meines Schöpfers Haupt auf den Marmortisch neben dem Apparat — leer zu brennen schien sein Herz. — „Verspielt!“ stieg es dumpf in ihm herauf — da, da floß der Gegenstrom durch meinen Leib — ich machte einen „Tick“ und hörte einen Jubelschrei — den Schrei vergeß ich nicht, so alt ich bin — der Schrei ging um die Erde

— mit diesem Schrei rückten die Kontinente aneinander — mit diesem Schrei gab's nicht nur Menschen, nein, gab es eine Menschheit!“ Und wieder schwieg das Kabel.

„Warum schweigst du?“ riefen seine Hörer.

„Im Angedenken an das große Schweigen, damals nach den beiden ersten Telegrammen — hilflos schnellten die Depeschen von den beiden Enden durch meinen Leib und ertranken an der Stelle, wo ihr jetzt steht — denn ich war gerissen.“

„Und dann? Und dann?“

„Dann vernahm ich von meinem Schöpfer den zweiten Ruf, den ich nicht vergessen werde.“

„Den Ruf der Verzweiflung?“

„Nein, den Ruf: „Wohlan, wohlauf, laßt uns ein neues Kabel legen!“

Hier wurde das Kabel stumm auf immer. Es hatte nichts mehr zu erzählen. Zwei Männerköpfe sah es noch über sich gebeugt. Einen hörte es noch sagen: „Ich wollte, Bruder, wir hätten noch in jener Zeit gelebt!“ Und der andere ergänzte: „Wo es noch etwas zu entdecken gab, noch etwas zu irren, noch Aufgaben, an denen man verbluten oder siegen durfte!“ Das war das letzte, was das Kabel hörte. Und dann starb es.

„So nimm denn meine Hände.“

Am 7. März 1926 kehrte zum 100. Male der Geburtstag Julie v. Hausmanns wieder, deren inniges Lied „So nimm denn meine Hände“ zu den volkstümlichsten geistlichen Liedern unserer Zeit gehört. Die Dichterin ist in Riga geboren, verlebte aber ihre Kindheit in Mitau, wo ihr Vater Oberlehrer am Gymnasium war. Sie war die fünfte von sechs Schwestern, deren vierte 6 Jahre älter und deren jüngste 6 Jahre jünger als sie war. So stand sie in ihren Jugendjahren innerlich ziemlich allein. Vom 18. Lebensjahre an wirkte sie etwa anderthalb Jahrzehnte als Erzieherin und Lehrerin in einer ganzen Reihe von Häusern in ihrer kurländischen Heimat und des weiteren Rußland. Trotzdem sie in den meisten Familien Liebe fand und Liebe geben konnte, waren die Jahre doch keine leichte Schule für sie.

Eine Freundin, Olga v. Karp, die ihre Gedichte kennenlernte, teilte einige von ihnen dem als Liederdichter bekannten Pastor Gustav Knak in Berlin — von ihm ist „Laßt mit gehen“ heute noch volkstümlich — mit. Knak richtete nun an die Dichterin die Bitte, ihm ihre Lieder zu übersenden, damit er sie zum Besten des Findelhauses Bethesda in Hongkong herausgeben könne. Die Bitte wurde erfüllt, und Knak hat dann 1861 bis 1879 vier Bändchen „Maiblumen“, die namenlos erschienen, herausgegeben. Erst später wurde der Name der Verfasserin allgemein bekannt.

Von ihren Liedern ist nur das eine volkstümlich geworden. Zu seiner raschen Verbreitung hat wohl vor allem die Melodie, die von Silcher 1842 zu dem Liede „Wie könnt' ich ruhig schlafen“ gesetzt war, beigetragen, dann aber auch die Innigkeit des Textes selbst. Es hat im Laufe der Jahrzehnte viele Mühseligen und Beladenen getröstet, es ist bei manchem Geburtstag, bei mancher Trauung, an manchem Sterbebett erklungen. Als der große Chirurg Ernst von Bergmann, wie die Dichterin ein Balte, im März 1907 sich auf den Operationstisch, von dem er nicht mehr aufstehen sollte, niederlegte, sprach er laut die Gebetsworte: „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich“. Und als man ihn zur letzten Ruhe bettete, da erklang wiederum dies Lied, wie es auch bei der Bestattung des Großherzogs Friedrich von Baden, des großen Nationalökonomen Adolf Wagner und vielen anderen erklungen ist.

Es ist ein wertvolles Geschenk des baltischen Deutschtums an das deutsche Gesamtvolk.

P. Victor Bode, Hannover.

Die unlogische Haustüre.

Von Ernst Halbeck.

(Nachdruck verboten.)

Der ordentliche Professor der Philosophie und Spezialist für das Fach der Logik, Herr Dr. Weinbrenner, hatte nach dem frühzeitigen Tode seiner geliebten Frau ein kleines Häuschen mit Garten in einem Vororte der Universitätsstadt gekauft, wo er in stiller Zurückgezogenheit sich fortan seinen Studien zu widmen gedachte. Die Hausdame, die nunmehr seinem Haushalte vorstehen sollte, trat erst zu Beginn des nächsten Monats ihre Stellung an, bis dahin würde er der alleinige Bewohner seiner kleinen hübschen Villa sein. Als die nötigen Restaurierungsarbeiten beendet waren, traf er abends bei seinem Tuskulum ein und schloß die Gartentüre auf: der Schlüssel funktionierte ganz richtig, die Klinke ließ sich niederdrücken, wie es sich gehörte, aber — trotz aller Bemühungen ging die Türe nicht auf. Merkwürdig! Kopfschüttelnd, in schweres Nachdenken versunken, stand der gute Herr Professor geraume Zeit vor der rätselhaften Türe, dann machte er kehrt, ging in die Stadt zurück und verbrachte die Nacht im Hotel.

Am Morgen des folgenden Tages bestellte er den Schlosser und ließ genau nachsehen. Der Schlosser sah nach, fand alles in bester Ordnung und meldete das dem Herrn Professor. Dieser kam also ganz ruhig am Abend, um seine Villa zu beziehen: er schloß auf, das Schloß funktionierte tadellos, die Klinke ließ sich leicht niederdrücken, aber — die Türe ging wieder nicht auf. Kopfschüttelnd wieder und in schweres Nachdenken versunken kehrte der Herr Professor in die Stadt zurück und verbrachte die zweite Nacht im Hotel.

Anderntags fand er sich frühmorgens vor seiner Villa ein. Das Schloß funktionierte wieder tadellos, ließ sich leicht auf- und zu- und wieder aufschließen, die Klinke gehorchte jedem Druck, aber — die Türe ging nicht auf. Ganz verblüfft starrte der Herr Professor die unheimliche Türe an, die seinem logisch geschulten Denken ein unlösbares Rätsel aufgab. Ein alter Gärtner aber aus der Nachbarschaft, der eben vorbeigehen wollte, blieb neugierig stehen und sah sich die Situation an. Schließlich trat er heran und — machte die Türe auf, indem er zum Herrn Professor sagte: „Sie geht nämlich nach außen auf!“

Woraus man sieht, daß manchmal der einfache gesunde Menschenverstand aller wissenschaftlichen Logik über ist.



Bunte Chronik



* **Das Heidelberger Faß bekommt einen großen Bruder.** Das 283 000 Flaschen fassende Heidelberger Faß hat einen großen Bruder bekommen, dessen Bauch nicht weniger als 400 000 Flaschen aufnehmen kann. Und nicht nur kann, sondern auch wirklich aufnimmt, während das Heidelberger Faß seit Jahrhunderten Abstinenzler ist und trocken liegt. Das Überfaß liegt am Rhein. Eltville ist sein Standort oder, um es genau zu sagen, die Sektkellerei Matthäus Müller. Man hat dort in diesem Jahre mit einem Neubau begonnen. In den neuen Kellereien ist das Riesenfaß aufgestellt worden. Innen ist es ganz mit Glas verschalt, also ein wahrer Prunkpalast von einem Faß. Dieser Vergleich leuchtet um so mehr ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Rauminhalt des Fasses einem Saale entspricht von etwa 15 Meter Länge, 7 Meter Breite und 3 Meter Höhe. Stellt man sich vor, man hätte ein solches Faß mit 400 000 Flaschen Inhalt, wohlgefüllt und wohlverspundet, als Taufgeschenk bekommen, und man hätte von der Stunde der Geburt an täglich eine Flasche zu sich genommen, dann müßte man, um das Fäßchen bis zur Neige zu leeren, 1095 Jahre alt werden, — etwas älter als Methusalem!

*

* **Verbot der Vielweiberei in der Türkei.** In der türkischen Nationalversammlung wurde ein Gesetzentwurf angenommen, nach dem die Vielweiberei in Zukunft verboten ist. Im Zusammenhang damit wird das bisherige bürgerliche Recht fallen und nach Schweizer Muster eingeführt werden. Das Verbot der gemischten Ehen zwischen den Bekennern des Islam und Christen wird ebenfalls abgeschafft, auch hat jeder erwachsene Türke — entgegen den bisherigen Gepflogenheiten — das Recht, seine Religion selbst zu wählen.



Lustige Ecke



* **Läßt tief blicken.** „Was hat Ihnen auf der Hochzeit Ihres Freundes am besten gefallen?“ „Daß ich nicht der Bräutigam war.“

*

* **Das Interview.** Der Journalist interviewt eine berühmte Schauspielerin: „Nun gestatten Sie bitte noch eine Frage: in welchem Jahre möchten Sie geboren sein?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.